

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 64 (1959-1960)
Heft: 6

Artikel: Die Pflege unserer Muttersprache
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Pflege unserer Muttersprache

Obwohl der Sprachpflege von seiten der Schule immer besondere Beachtung geschenkt wurde, ist dieselbe oft der öffentlichen Kritik ausgesetzt. Im *«Berner Schulblatt»* vom 27. Februar 1960 befaßt sich ein ausführlicher Beitrag: *«Liegt die Sprache im Argen?»* mit einigen kritischen Äußerungen. Der Verfasser betont, *«daß auch die Mundart, das gesprochene Wort, alle Aufmerksamkeit beanspruchen darf, daß aber sie und ihre Pflege durch die Schule weniger der öffentlichen Kritik ausgesetzt sind, weil sie keiner Prüfung untersteht und ihr Zustand einer breiten Schicht gar nicht bewußt wird»*.

Nun hat *Adolf Guggenbühl*, der bekannte Herausgeber der Zeitschrift *«Schweizer Spiegel»*, in seinem ausgezeichneten Buch: *«Kein einfach Volk der Hirten – Betrachtungen zur schweizerischen Gegenwart»* in einer umfangreichen Abhandlung das Thema *«Die Pflege unserer Muttersprache»* kritisch beleuchtet. Leider ist es uns aus Raumgründen nicht möglich, den ganzen Aufsatz ungekürzt wiederzugeben. Wir müssen uns darauf beschränken, alles die Schule Berührende herauszugreifen, obwohl auch in der Einleitung und im ersten Teil: *«Die Pflicht der Eltern»* wertvolle Hinweise zu finden sind, wie es die folgenden zwei Beispiele illustrieren: *»Der abstrakte Wille zum Schweizerdeutschen genügt nicht. Wenn das Schweizerdeutsch eine Renaissance erleben soll, muß es wieder mehr gepflegt werden.»* ... *«Die Mütter achten darauf, daß ihre Kinder nicht nur ordentlich, sondern auch hübsch angezogen sind, sie legen aber nicht den geringsten Wert darauf, daß auch die Muttersprache Form hat.»*

Es würde uns herzlich freuen, wenn die Kritik des Verfassers Anlaß zu einer Diskussion bieten würde. Wir hoffen, eine Anzahl Beiträge zu erhalten, die sich mit der Sprachpflege im allgemeinen und mit der kritischen Betrachtung *«Pflege unserer Muttersprache»* von *Adolf Guggenbühl* befassen.

*Die Aufgabe der Schule**

Eine Wiedergeburt des Schweizerdeutschen ist aber unmöglich, wenn die Schule nicht mithilft. Was diese betrifft, so wären zwei Forderungen zu stellen:

1. *Es sollen nicht, wie das jetzt geschieht, sämtliche Fächer für den Hochdeutschunterricht mißbraucht werden.*
2. *Dem Schweizerdeutschen ist im Deutschunterricht mindestens eine Stunde pro Woche bis zur Maturität einzuräumen.*

In den meisten Kantonen pflegt jetzt von der zweiten oder dritten Primarklasse an, an Stelle des Schweizerdeutschen das Hochdeutsch zu treten, von der vierten Klasse an wird der Unterricht fast ausschließlich in Hochdeutsch erteilt. Man hat sich bis jetzt viel zu wenig Rechenschaft darüber gegeben, welch verheerende Folgen diese Praxis für unser ganzes Geistesleben hatte. Wir müssen uns einmal darüber klarwerden: dadurch, daß wir üblicherweise fast unser ganzes Bildungsgut in einer fremden Sprache aufnehmen, wird dieses von vielen zeitlebens nicht richtig assimiliert. Es ist schon vielen Beobachtern aufgefallen, wie wenig unser Geistesleben in der Tiefe unseres Volkes verankert ist. Bildung ist für viele Menschen etwas, das keine organische Verbindung mit ihrem Alltagsleben hat, ist etwas, das man, wie einen Zylinder, nur bei feierlichen Gelegenheiten anzieht, etwas, das in

* *Adolf Guggenbühl: «Kein einfach Volk der Hirten», Schweizer-Spiegel-Verlag, Zürich.*

einer separaten Schublade liegt, die nur bei besonderen Anlässen geöffnet wird. Man weiß alles mögliche über Literatur, über Kunst, über Geographie, aber alle diese Kenntnisse bleiben für die meisten Menschen irgendwie beziehungslose Fremdkörper.

Wenn man der Schule den Vorwurf macht, sie habe keine Beziehung mit dem praktischen Leben, so ist wohl auch dieses Phänomen damit gemeint. Es ist ja erstaunlich, wie rasch ein großer Teil des Gelernten wieder vergessen wird; es bleibt nach einigen Jahren nur ein bescheidener Bruchteil zurück. Ein Hauptgrund dieser Erscheinung liegt darin, daß der gesamte Unterricht in einer Fremdsprache, eben in Hochdeutsch, erteilt wird, und zwar bevor diese Sprache beherrscht wird. — Ein Beispiel:

Der Schulsperling

In der Primarschule behandelten wir in der fünften Klasse den «Sperling». An den Wänden hingen Bilder des Sperlings. Stundenlang sprachen wir von diesem Vogel. Wir machten auch einen Aufsatz über ihn. Er fing so an: «Der Sperling ist der Gassenbube unter den Vögeln.» Und nun kommt das Merkwürdige. So unglaublich es scheint: keinem einzigen kam es in den Sinn, daß der Sperling mit dem Spatz identisch sei. Der Schulsperling war ein Wesen für sich. Wir alle kannten den Spatz, er war uns von klein auf vertraut. Wir hatten ihm stundenlang zugeschaut. Er war das erste Lebewesen, das wir tot sahen, das uns das Erlebnis des Todes nahebrachte. Aber zwischen ihm und dem Schulsperling bestand keine Verbindung. Das waren einfach ganz verschiedene Tiere. — Der Schulsperling treibt sein Wesen in allen Klassen, auch an den Mittel- und an den Hochschulen.

Nach zwei weiteren Beispielen fährt Adolf Guggenbühl fort:

Es ist keine Frage, der Lehrerfolg wäre viel größer, wenn nicht alle Fächer dem Phantom des Hochdeutschunterrichtes geopfert würden. Ein mir befreundeter Lehrer, der 15- bis 18jährige Lehrlinge in Handelsfächern unterrichtet, hat den Versuch gemacht, sich während eines Jahres in vermehrtem Maße des Schweizerdeutschen zu bedienen. Nach der Schlußprüfung fragte er die jungen Leute, was sie von der neuen Methode hielten. Die übereinstimmende Antwort lautete: «Es war alles viel leichter verständlich.»

Fast jedes Fach, Mathematik und Physik inbegriffen, würde leichter verstanden, wenn es in der Muttersprache statt in einer Fremdsprache erteilt würde. Es ist eigentlich erstaunlich, daß sich die Fachlehrer nicht dagegen wehren, daß ihr Fach beständig zum Deutschunterricht mißbraucht wird. Das jetzige Vorgehen hat außerdem den Nachteil, daß es zu einer falschen Einschätzung der Schüler führt.

In einer halb städtischen, halb ländlichen Vorortsgemeinde war ich Zeuge folgenden Schulgesprächs. Behandelt wurde «Der Landmann». — Lehrer: «Was macht der Landmann im Lenz? Nun, Fritz, du bist ja der Sohn eines Landmannes, antworte!» — Der Bube, dessen Vater Bauer war, blieb die Antwort schuldig; es kam ihm beim besten Willen nichts in den Sinn. Sicher wußte er auf irgendeine abstrakte Art, daß ein Landmann ein Bauer ist und daß sein Vater Landmann war, aber der Begriff war ihm so fremd, daß er keine gefühlsmäßige Assoziation auslöste. Prompt erhob sich dann das Töchterchen eines israelitischen Reisenden und gab ohne Zögern die gewünschte Antwort: «Der Landmann bearbeitet im Lenz den Acker.»

Ich meine durchaus nicht, man sollte so weit gehen und nun bis zur Maturität sämtliche Fächer im Dialekt behandeln. Der Dialekt sollte aber in den ersten drei Primarschulklassen vorherrschen und auch später immer wieder herangezogen werden und nicht vollständig verschwinden, wie das zum Beispiel in den Gymnasien geschieht.

Es ist einfach ein Unsinn, wenn zum Beispiel die Heimatkunde nur in einer Fremdsprache erteilt wird. Auch die Schweizergeschichte würde viel leichter verständlich, wenn sie in unserer Muttersprache erteilt würde. Lehrer, die zum Beispiel versucht haben, die Entstehung der Eidgenossenschaft auf Schweizerdeutsch zu erzählen und in den Unterricht einige Proben aus alten schweizerischen Chroniken eingeflochten haben, bestätigten mir, daß sie selbst erstaunt gewesen seien über die nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz erfassende Wirkung ihres Unterrichtes.

Gewisse Fächer, wie der Religionsunterricht, sollten ausschließlich schweizerdeutsch erteilt werden. Daß der Religionsunterricht dazu erhalten soll, Sprachstudien zu treiben, widerspricht dem Wesen dieses Faches, das ja viel mehr als ein Schulfach ist.

Muttersprache als Schulfach

Und nun die zweite Forderung: Im eigentlichen Deutschunterricht muß selbstverständlich hochdeutsch gesprochen werden. Mindestens eine Stunde pro Woche (in den untern Stufen mehr) ist aber ausschließlich der Pflege des Schweizerdeutschen zu widmen, und zwar bis zur Maturität. Es genügt nicht, daß der Dialekt im Elternhause gepflegt wird; auch die Schule muß das ihrige beitragen. Das verbreitete Vorurteil, das Schweizerdeutsch eigne sich nicht für sogenannte höhere Sphären, kommt vor allem daher, weil wir es nie für solche Zwecke benützen. Wir lernen nur auf Hochdeutsch über komplizierte Dinge schreiben und reden. Infolgedessen entsteht der Eindruck, das Schweizerdeutsch sei eigentlich eine infantile Sprache, und da wir es nur noch für den Alltag verwenden, wird es mit der Zeit zu dem, für das wir es halten. Der typische *Circulus vitiosus*.

Auf schweizerdeutsch läßt sich alles ausdrücken, jedes lyrische Gefühl, jeder philosophische Gedanke. Aber natürlich nur dann, wenn man die Sprache beherrscht. Das kommt aber nicht von selbst, in keiner Sprache. Wie soll der Anwalt fähig sein, auf schweizerdeutsch zu plädieren, der Pfarrer, auf schweizerdeutsch zu predigen, wenn es ihm an jeder Ausbildung fehlt! Die Lehrer geben sich eine unheimliche Mühe, die deutsche Aussprache ihrer Schüler zu korrigieren, aber sie denken nicht daran, darauf zu achten, daß der Dialekt richtig ausgesprochen wird.

Was wird in der Schule nicht alles getan, um den hochdeutschen Wortschatz der Schüler zu vermehren. Aber wer sorgt dafür, daß der viel zu kleine schweizerdeutsche Wortschatz eine entsprechende Bereicherung erfährt? Es ist nicht einzusehen, warum dies nicht möglich sein sollte, und zwar am besten durch die Lektüre von Dialektschriftstellern und nachheriger Anwendung träfer schweizerdeutscher Ausdrücke, ähnlich wie dies in andern Sprachen geschieht.

Jede Sprache hat ihre tiefsten Wurzeln in der Poesie und in der Religion. Eine Sprache, die nur noch für den Werktag zu verwenden ist, verdorrt und stirbt nach einiger Zeit ab. Entweder, das Schweizerdeutsch erhebt sich wieder vom Range einer Küchensprache zu dem einer richtigen Sprache, in der man alles sagen kann, oder es geht zugrunde. Daß man wirklich alles sagen kann, zeigt wieder einmal ein

Büchlein, das kürzlich herausgekommen ist: der Berner Lehrer Johann Howald hat das Evangelium Lukas mit sehr gutem Erfolg ins Berndeutsche übersetzt.

Wir haben eine große schweizerdeutsche Literatur, sie ist leider viel zu wenig bekannt. Sie wäre noch viel bedeutender, wenn das Publikum den Dialektschriftstellern nicht den jetzigen passiven Widerstand entgegenbrächte.

Daß wir gegenwärtig Mühe haben, im Dialekt Geschriebenes zu lesen, ist selbstverständlich. Es mangelt uns einfach die Übung. Ein Einwand, den man immer wieder hört, ist, der Dialektunterricht sei schon deshalb unmöglich, weil gar niemand mehr existiere, welcher «unverfälschte» Mundart spreche. Ich glaube, man sollte das ständig beklagte Verschwinden gewisser urchiger Worte nicht allzu tragisch nehmen. Selbstverständlich sind die Dialekte, gerade weil es sich hier nicht um tote, sondern um lebendige Sprachen handelt, ständigen Veränderungen unterworfen. Sie verändern sich fortwährend, schleifen sich aneinander ab, lebensfähigere Dialekte, wie das Berndeutsche, gewinnen Boden auf Kosten solcher, die weniger vital sind. Ständig werden neue Worte gebildet und alte fallen in Vergessenheit. Es handelt sich hier um eine natürliche Entwicklung, die durchaus nichts Beängstigendes an sich hat. — (Nach einigen Erläuterungen zum Thema «Reinhaltung der Dialekte» setzt sich der Verfasser noch mit dem Hochdeutschen auseinander.)

Und das Hochdeutsche?

Der Grund, warum in den Schulen das Schweizerdeutsche so wenig gepflegt wird, liegt nun ja nicht in einer Abneigung gegen diese Sprache schlechthin, sondern darin, daß man bestrebt ist, den Schülern die nötige Fertigkeit im Gebrauch des Hochdeutschen beizubringen.

Wäre nun nicht zu befürchten, daß diese Fähigkeit bei vermehrter Pflege des Schweizerdeutschen leiden würde? Ich glaube, das Gegenteil wäre der Fall.

Auch jetzt sind ja die Zustände in dieser Beziehung alles andere als befriedigend. Ganz abgesehen von der ungenügenden Aussprache gibt es in unserem Lande nur ganz wenige, welche imstande sind, hochdeutsch einigermaßen zusammenhängend zu reden. Was man gewöhnlich zu hören bekommt, ist eine Auseinanderreihung von dünnen oder schwülstigen, auf jeden Fall durchaus unlebendigen Sätzen, vermischt mit den unglaublichsten Kathederblüten. Das Deutsche ist eine herrliche Sprache, aber das, was unsere Offiziellen sprechen, ist nicht Deutsch. Die meisten kommen über einen phrasenhaften, papierenen Stil überhaupt nicht hinaus, wenn sie hochdeutsch sprechen; unsere obersten Landesbehörden, denen es ja sicher nicht an Übung fehlt, nicht ausgenommen. Sie reden schlecht, unpersönlich, starr, kurz sie reden in einer Sprache, die sie in keiner Weise beherrschen, eine Tatsache, die übrigens jedem Deutschen, der in der Schweiz weilt, auffällt.

Man nehme sich einmal die Mühe, diese hochdeutschen Sätze aufzuschreiben. Fast jeder Satz ist grammatikalisch oder sonstwie zu beanstanden, von «einem Nagel, den der Redner abgeschossen hat», von «einem Vogel, den ein anderer auf den Kopf getroffen hat» usw. Dabei werden die, die diese Phrasen machen, von ihren Landsleuten als die großen Redner bestaunt. Die allermeisten sind überhaupt nicht imstande, einige zusammenhängende Worte zu sagen, ohne sie abzulesen!

Wenn erwachsene Menschen von dieser krankhaften Sprachangst befallen sind, daß sie sich nicht getrauen, nur ein Wort frei zu reden, da kann man doch beim besten Willen nicht von Beherrschung der Sprache reden!

Nein, hochdeutsch reden können wir wahrhaftig nicht, schweizerdeutsch können wir aber auch nicht; wir haben es glücklich so weit gebracht, daß wir zwischen Stuhl und Bank sitzen. Unsere Muttersprache haben wir verlernt, die wichtigste Fremdsprache, das Hochdeutsch, haben wir nicht richtig gelernt — so sind wir eigentlich zu einer Nation von Taubstummten geworden.

Was jeder analphabetische sizilianische oder spanische Bauer oder arabische Nomade fertigbringt, aufzustehen und über ein Gebiet, das er beherrscht, vernünftig und frei zu reden, diese elementare Fähigkeit haben wir verloren. Welch beschämende, peinliche Stille entsteht bei uns jedesmal, wenn eine Diskussion eröffnet wird! Niemand wagt aufzustehen. Und wie unüberzeugend und kläglich sind die Voten selbst! Das ist in andern Ländern anders.

Man wende nicht ein, die Sprachunfähigkeit hänge mit unserer Temperamentlosigkeit zusammen. Die Engländer, die sich sicher nicht durch überschäumendes Temperament auszeichnen, sind uns sprachlich weit überlegen, von den Deutschen, Franzosen, den Russen, den Amerikanern nicht zu reden. Nein, es ist bei uns eine ganz unnatürliche Verkümmernng eingetreten. Die Wirkungen, auch die indirekten, sind verheerend. Eine Sprache braucht der Mensch, das «Reden können» gehört zum vollen Leben wie das Singen, Gehen und Tanzen. Das Gehemmte, Gedrückte, unter dem viele unserer Landsleute leiden, rührt nicht zuletzt daher, daß wir die Gabe verloren haben, das, was uns drückt oder freut, zum Ausdruck zu bringen. Auch uns gab ein Gott, zu sagen, was wir leiden, aber wir wußten mit dem Geschenk nichts anzufangen.

Briefe

In einem erfrischenden Aufsatz «Ein Brief über Briefe» schreibt Georg Thüner in der «Schweizerischen Lehrerzeitung» vom 27. September 1957: «Den eigentlichen Grundton verleiht einem Briefe der *Stil*. Er ist der Herzschlag im Körper des Briefes. Bald hämmert er, bald pocht, bald bebt er. Es ist nicht nur der Inhalt, der uns beim Wiederlesen nochmals aufwühlt und beglückt. Nein, es ist auch der Wechsel im Rhythmus, der uns schonungslos packt.»

An diesen Artikel, der übrigens eine beglückende Nummer mit Kinderbriefen und Schülerbriefwechsel einleitet, mußte ich bei der Lektüre des im Francke-Verlag, Bern, erschienenen *Briefwechsel zwischen Simon Gfeller und Otto von Greyerz* (1900—1939) öfters denken. Ja, da spürt man den Herzschlag zweier bedeutender schöpferischer Männer, die in vierzigjähriger ehrlicher Freundschaft in schönster Weise aneinander gewachsen sind. Da hämmert, pocht, bebt es, da ist wirklich ein Rhythmus, der uns packt und bis zur letzten Seite nicht freiläßt.

Und wenn auch, wie Gundolf in der Einleitung zu seinem *Goethe* ausführt, es das *Werk* ist — und nicht das *Gespräch* und nicht der *Brief* —, das in das Zentrum des Dichters führt, so gilt das wohl für das Genie. Gerade dieser Briefwechsel zeigt, daß einfachere Naturen, auch wenn sie von innen heraus zur Schriftstellerei gedrängt werden, uns ihr Wertvollstes, ihr Menschentum in ihren Briefen offenbaren. Drum ist es, nebenbei gesagt, zu beklagen, daß das Briefeschreiben heute